

Deutschlandfunk

## GESICHTER EUROPAS

Samstag, 5. November 2011, 11.30 – 12.00 Uhr

### **Spekulanten im Paradies: Der Kampf der Sarden um ihre Insel**

Mit Reportagen von Karl Hoffmann  
Am Mikrophon: Simonetta Dibbern

#### **Urheberrechtlicher Hinweis**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio**   
- unkorrigiertes Exemplar –

Eine junge Anwältin aus Cagliari, die sich für die Schließung der nahen Militärbasis einsetzt:

*Die Menschen schweigen aus Angst, sie fürchten um ihr tägliches Brot. Man hat die örtliche Bevölkerung wirtschaftlich abhängig gemacht und für militärische Zwecke benutzt. Das ist doch fatal! Und natürlich hatte daher bisher niemand den Mut, den Mund aufzumachen.*

Und ein Chemiefacharbeiter aus Sassari, der für den Erhalt seines Arbeitsplatzes demonstriert:

*Einem einfachen Arbeiter wie mir passt es einfach nicht, wenn steinreiche Leute immer noch reicher werden wollen. Und zwar auf dem Rücken derer, denen es sowieso schon schlecht geht. Ich finde, das ist eine absolute Gemeinheit.*

Gesichter Europas: Spekulanten im Paradies. Der Kampf der Sarden um ihre Insel. Mit Reportagen von Karl Hoffmann. Am Mikrophon begrüßt Sie Simonetta Dibbern.

Wer übers Meer kommt, der will uns bestehlen – so heißt es in einem alten Sprichwort aus Sardinien. Und in der Tat ist die Geschichte Sardinien eine Geschichte der Eroberungen, seit vorchristlichen Jahrhunderten wurde die zweitgrößte Insel im Mittelmeer überschwemmt von Besatzern und Kolonisatoren: Phönizier und Römer, Spanier und Sarazenen. Und zuletzt: die Italiener. Wie schon frühere Eroberer bedienten auch sie sich an den Schätzen der ansonsten armen Insel und nahmen die Gewinne mit zurück aufs Festland. Sie bauten Bergwerke und später Industrieanlagen – und ließen die zumeist unrentablen Betriebe anschließend als Bauruinen in der Landschaft stehen. Sie kauften die schönsten Küstenabschnitte auf, um Hotels zu bauen. Und sie benutzten das dünn besiedelte Inselinnere als Mülldeponie.

Unter italienischer Regie wurde die autonome Region Sardinien Mitte des 20. Jahrhunderts ein Teil des Mezzogiorno, des armen rückständigen Südens – und die Sarden ließen es mit sich machen. Weil sie vorher nicht gefragt wurden und hinterher oft zu spät bemerkten, dass sie als Einzige von den Geschäften nicht profitiert hatten. Weil sie untereinander alles andere als einig waren. Und nicht zuletzt weil die Insulaner immer schon ihren eigenen Kopf hatten: stur, stolz und introvertiert seien sie, das sagen die Sarden selbst über ihren Charakter.

Doch seit einiger Zeit beginnen sie sich zu wehren gegen den Ausverkauf ihrer Insel. Sie protestieren gegen Invasoren vom Festland und gegen Spekulanten aus Übersee. Sie setzen sich für ihre Rechte ein und engagieren sich im Umweltschutz. Der gesellschaftliche Wandel ist abzulesen an vielen kleinen und größeren Initiativen auf der Insel. Aber auch am Erfolg einer neuen Tageszeitung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, soziale, ökonomische und ökologische Missstände auf Sardinien zu benennen und öffentlich zu diskutieren. Die erste Ausgabe ist in diesem Sommer erschienen, am 1. Juli 2011 – als gedruckte Ausgabe in einer Auflage von 20.000 Stück, erhältlich für 1 Euro am Kiosk. Und gratis im Internet. Sardegna 24 – Sardinien 24. Die schlechte Nachricht, heißt es auf der homepage von sardegna 24, die schlechte Nachricht ist, dass es viele schlechte Nachrichten aus Sardinien gibt. Doch, heißt es weiter: um die Probleme lösen zu können, muss darüber berichtet und gesprochen werden.

Das grosse Bürogebäude in einer verkehrsüberlasteten Seitenstraße direkt am Hafen von Cagliari ist hässlich, grau, anonym. Ein Schild weist darauf hin, dass hier eine Zeitung untergebracht ist: Sardegna 24 Redazione. Kaum ist man die fünf steilen Stufen hinaufgestiegen, steht man schon mitten in der Redaktion. An diesem Tag herrscht dort Aufregung. Die Regionalregierung droht zu stürzen, weil es Streit im Mitte-Rechts-Bündnis gegeben hat. Gleichzeitig haben die sardischen Schäfer eine Protestkundgebung angekündigt, um auf ihre dramatische Notlage aufmerksam zu machen. Und „Sardegna 24“ wird eine Exklusiv-Reportage über verseuchte Militärgelände veröffentlichen. Die anfänglichen Befürchtungen von Giovanni Maria Bellu, es gäbe nicht genügend interessante Themen um sein neues Blatt auch täglich zu füllen, haben sich als unbegründet herausgestellt :

*Wir wollten Nachrichten verbreiten, die sonst niemand brachte. Ich zweifelte, ob wir wirklich an genug ernste Geschichten herankommen würden. Aber dann stellte sich heraus, dass es viel mehr Skandale gab, die von der Konkurrenz verschwiegen wurden, als wir dachten. Eine neue kritische Zeitung zu machen ist gar nicht so schwer. Es reicht, wenn man ernsthaft recherchiert.*

Giovanni Maria Bellu, ein kleiner hagerer Mittfünfziger mit dunkelbraunen, warm blickenden Augen, kann auf eine aufregende Karriere zurückblicken. Viele Jahre war er Reporter bei La Repubblica in Rom, er deckte Skandale auf, schrieb etwa über verschollene Flüchtlingsboote im Mittelmeer und erhielt viel Lob und Auszeichnungen für seine journalistische Arbeit. Schließlich zog es ihn zurück in seine Heimatstadt Cagliari, wo er als Chefredakteur von Sardegna 24 die Missstände in seiner Heimat anprangern will. Von denen gibt es leider viel zu viele, erzählt er bei einem Espresso im Straßencafé neben der Redaktion – notgedrungen: in der Redaktion ist es zu eng. Er hat kein eigenes Zimmer. Besucher trifft er außerhalb, um die Kollegen am Nebentisch nicht zu stören.

*Wenn man die derzeitigen Umweltprobleme Sardinien betrachtet, dann muss man schlichtweg sagen: katastrophal. Ganze Landstriche kann man auf absehbare Zeit eigentlich nicht mehr betreten, andere wiederum sind möglicherweise schwer belastet, aber man weiß nichts Genaues. An anderen Stellen wurden Umweltverschmutzungen festgestellt, aber inzwischen wurden die Umweltgifte, die man dort geborgen hat, irgendwo verklappt und niemand weiß wo.*

Eine regelrechte Vergewaltigung der Einheimischen, sagt Giomaria, wie ihn seine Freunde und Kollegen nennen. Bei der das Opfer sich nicht wehrt und obendrein schweigt.

*Gerade die am meisten Betroffenen sind besonders zugeknöpft. Sie halten sich an die Regel der Omerta, des Schweigens. Wenn sie zwischen zwei Möglichkeiten wählen können: entweder ihre Arbeitsstelle zu verlieren, weil sie sich wehren, oder im Laufe von Jahren an Krebs zu erkranken, dann gehen sie in der Regel lieber das Risiko ein, früher oder später zu sterben, als keine Arbeit zu haben. Eine einzige Tragödie ist das, ein Drama für die Gemeinschaft und das Zusammenleben und nicht zuletzt auch ein Riesenproblem für unser Gesundheitswesen. Diese Situation ist vor dem Erscheinen unserer Zeitung nie in all ihrer Dramatik dargestellt worden.*

Die wenigen Nachrichten über die Probleme Sardinien wurden vor allem nie in den richtigen Zusammenhang gebracht, sagt Giomaria Bellu. Erst wenn man den

Ursachen auf den Grund geht, sagt er, kann man die Probleme der Insel in ihrer Gänze erkennen. Niemandem ist bisher zum Beispiel aufgefallen, dass ausgerechnet an der Costa Smeralda, dem bekanntesten und dank einem gewaltigen Bauboom reichsten Küstenabschnitt, statistisch mehr Arme leben als sonstwo auf der Insel.

*Es handelt sich um Familien mit Einkommen unter der Armutsgrenze, also weniger als 4500 Euro im Jahr. Was hat das nun mit der Bauspekulation zu tun? Nun, wenn die lokale Wirtschaft über Jahre hinweg nur vom Bau von Zweitwohnungen lebt, dann wird einerseits wertvolle Landschaft zerstört und andererseits Arbeitslosigkeit vorprogrammiert. Sobald der Bau fertig ist, sind die Maurer dauerhaft arbeitslos. Eine Selbstmordwirtschaft, denn die Villen, die da gebaut wurden, sind ja unproduktiv.*

Besser wären da Hotels, in denen dauerhaft Arbeitsplätze geschaffen würden. Doch auch da muß das Gleichgewicht zwischen Ökonomie und Ökologie in Zukunft mehr denn je berücksichtigt werden. Denn die wenigen Küstenabschnitte, die dank eines Bebauungsverbotes noch intakt sind, sind gefährdet: trotz der Vorschriften sollen demnächst mindestens elf neue Golfplätzen mit Luxusressorts rund um die Insel in Strandnähe entstehen. Dass die Sarden sich auch dagegen nicht wehren, muss nicht verwundern. Bausünden sind allgemein beliebt.

*Vor allem bei denen, die ein Häuschen am Meer haben und die Garage zu zwei zusätzlichen Zimmern mit Bad ausbauen - eine sehr einfache Methode, den Wert einer Immobilie zu steigern. Aber der falsche Weg zu mehr Wohlstand. Das ist so, als wollte man mit Herstellung und Verkauf von Rauschgift das Haushaltsdefizit senken. Das wäre doch genauso fatal, wie die Küsten mit riesigen Mengen Zement für alle Zeiten vollzuschütten.*

Zu den Freunden und Mitarbeitern der neuen Tageszeitung Sardegna 24 zählen auch Künstler und Intellektuelle. Der Trompeter Paolo Fresu etwa. Oder der Schriftsteller Marcello Fois – beide haben internationales Renommee. Und sind im Übrigen beide auch Initiatoren und künstlerische Leiter eines Jazz- bzw. eines Literaturfestivals im Landesinnern, im Land der Barbaren. Festivals, wo sich jedes Jahr sardische, italienische und internationale Künstler begegnen, wo Tradition und Avantgarde sich kreuzen – und wo sich Besucher aus der ganzen Welt ebenso einfinden wie Interessierte der eher dörflichen Bevölkerung. Das Bedürfnis nach ernsthafter Unterhaltung wächst auf Sardinien, ebenso wie das Interesse an der eigenen Geschichte, besonders unter den jüngeren. An Politik. Und an anspruchsvoller Literatur.

Und so kommt es nicht von ungefähr, dass einer der vielversprechendsten italienischen Autoren der jüngeren Generation ein gebürtiger Sarde ist: Flavio Soriga, Jahrgang 1975. Aufgewachsen ist er in dem Dorf Uta bei Cagliari, als Journalist und

Schriftsteller lebt er inzwischen in Rom – doch er kehrt regelmäßig zurück nach Sardinien: auch in seinen Erzählungen.

*Im April war sie besonders schön, unsere Insel, und wir fuhren den ganzen Tag mit dem Rad herum und es gab keine Straße, die wir nicht entlangrasteten, und solange die vom Regen grüne Landschaft noch feucht war, gab es für uns nach der Schule nur Wettrennen und Entdeckungen, Spielen und Laufen, bis abends, zum Abendessen, „Kommt heim, ihr Teufel!“, riefen unsere wutschnaubenden Mütter, die immer schimpften, auch wenn wir brav gewesen waren und ausnahmsweise einmal keine Fensterscheiben zertrümmert oder uns in weit entfernte Gegenden vorgewagt hatten, so dass sie uns verzweifelt im ganzen Viertel suchen mussten.*

*Wir sind auf der Straße aufgewachsen, wo wir den Hafen einatmeten, den Lärm der Passagierschiffe, den Geruch der Fische am Markt, wo wir die Thunfische von riesigen Haken baumeln sahen, wo wir den Motorrädern der Touristen nachliefen, warteten, dass unsere Verwandten für den Sommer kamen, einsamen Alten scherzhafte Bemerkungen zuriefen, Großvätern und Onkeln Zigaretten klauten; wir wuchsen auf wie wohlerzogene Wilde, wie Abenteurer in einer Welt ohne Grenzen, auf einer Insel, die mit der Zeit eng für uns wurde, unerträglich inselhaft; aber einige Frühlinge lang war sie ein Spielplatz, eine Sandbahn und ein Schlachtfeld, und wir: tollkühne, nimmermüde Forscher.*

Sardinien ist nach Sizilien die zweitgrößte Insel des Mittelmeers. Nur etwa 1,6 Millionen Menschen leben hier, nicht einmal so viele wie in Hamburg also – und besonders das Landesinnere ist fast menschenleer. Und bietet daher beste Voraussetzungen für großräumige wie geheime Unternehmungen, zum Beispiel für Militärmanöver.

60 Prozent aller italienischen Truppenübungsplätze liegen in Sardinien, auch Nato und Bundeswehr üben hier. Über viele Jahrzehnte waren die militärischen Aktivitäten auf der Insel sehr willkommen, weil sie nicht nur gut ausgebaute Straßen in die abgelegenen Gegenden brachten, sondern auch Geld und Arbeitsplätze – doch nun werden, nach den positiven, immer mehr negative Auswirkungen sichtbar. Zum Beispiel im Südosten der Insel, in der Nähe der Quirra-Berge. Auf fast jedem Gipfel der riesigen Granit- und Schluchtenlandschaft ist eine Radaranlage stationiert, hier konnten vor allem Panzerverbände ungestört üben – bis vor einigen Monaten. Im Mai dieses Jahres wurde der Truppenübungsplatz vorübergehend geschlossen – und der ehemalige Kommandant vorläufig festgenommen. Mord, so lautet der Vorwurf des ermittelnden Staatsanwaltes – Mord an der Bevölkerung in der Nachbarschaft, unter anderem wegen Versuchen mit Uranmunition. Noch ist kein

endgültiges Urteil gesprochen, doch der Widerstand gegen die Militärbasis wächst. Und die Bevölkerung solidarisiert sich mit den Opfern.

Im Stadtviertel zwischen Poetto, dem langen Hausstrand von Cagliari und dem Stagno, der Lagune mit den malerischen Flamingos, liegt in einer ruhigen Seitenstraße das Büro von Anna Maria Busia. Ein besseres Viertel, eine elegante „Avvocatessa“, eine Anwältin, jugendlich, apart, intelligent, erfolgreich. Und kämpferisch.

*Ich bin Pazifistin, also grundsätzlich gegen jede Art von Krieg. Und daher bin ich auch gegen das Militärgelände, ganz egal, wie groß seine strategische Bedeutung auch sein sollte: wir wollen das Gelände zurückbekommen.*

Das Gelände, von dem Anna Maria Busia spricht, heißt Salto di Quirra. Ein riesiges, nur dünnbesiedeltes Gebiet an der Ostküste Sardinien, fast 120 Quadratkilometer groß und eines von insgesamt 8 militärischen Sperrgebieten. Quirra steht für Militärbungen, Raketentests, Radaranlagen und - für Lebensgefahr. Abzulesen an einer erhöhten Krebsrate unter der Bevölkerung und an zunehmenden Missbildungen bei Schafen, die etwa mit zwei Köpfen geboren werden. Eine schleichende unsichtbare Bedrohung. Dagegen kämpfen einige wenige Bürger seit Jahren. Bisher erfolglos. Den Militärbungsplatz von Quirra schützt nicht nur Stacheldraht, sondern auch eine Mauer des Schweigens. Was verständlich ist, sagt Anna Maria.

*Die Menschen schweigen aus Angst, sie fürchten um ihr tägliches Brot. Viele Bewohner in der Gegend leben vom Militärstützpunkt, sie arbeiten dort als Reinigungskräfte oder als Bauarbeiter. Doch eigentlich sind sie die Opfer. Ich klage all jene an, die sich die Notlage dieser Menschen zunutze gemacht haben für die Aktivitäten der Basis, anstatt die lokale Wirtschaft mit zivilen Aktivitäten zu fördern. Man hat die örtliche Bevölkerung wirtschaftlich abhängig gemacht und für militärische Zwecke benützt. Das ist doch fatal! Und natürlich hatte daher bisher niemand den Mut, den Mund aufzumachen.*

In der Umgebung von Quirra gab es schon seit Jahrzehnten jede Menge Gerüchte, aber noch keinen einzigen verlässlichen Zeugen für die wirklichen Aktivitäten am Militärgelände. Bis vor wenigen Wochen, als ein ehemaliger, noch anonymer Mitarbeiter der Militärbasis aus dem Nähkästchen plauderte. Und da hat Anna Maria Busia ohne Zögern die Vertretung der örtlichen Bürgervereinigung übernommen. Gratis. Umsonst. Und es gibt nun gerichtliche Ermittlungen. Erst mal nur ein Anfang, aber ein vielsprechender. Mit einer Art Domino-Effekt.

*Wenn erst mal einer anfängt, werden mit Zeit auch noch andere Zeugen den Mund aufmachen. Einer hat mir erzählt, er habe in der Basis gearbeitet. Und eines Tages sei er rausgeschickt worden in einem weißen Schutzanzug. In der Kleidung seines Kollegen sei ein Loch gewesen, am Hals. Und prompt habe sich dort eine riesige Wunde gebildet.*

Radioaktivität oder Chemikalien? Wie ein Damoklesschwert hängt die mögliche Verseuchung der Militärbasis über den Bewohnern der Umgebung. Sie fürchten die

Spätfolgen einer möglichen Strahlung. In einigen Statistiken ist von steigenden Krebsfällen die Rede. Doch Anna Maria Busia gibt sich keinen Illusionen hin:

*Sicherlich wird es sehr schwer sein, einen Zusammenhang nachzuweisen zwischen den Krebserkrankungen, den missgebildeten Schafen und den in Quirra möglicherweise verwendeten Substanzen. Aber wenigstens lichtet sich endlich einmal das Dunkel, das bisher über einem riesigen Gebiet unsere Insel lag und in das niemand hineinkam. Kein Mensch weiß bis heute, was da eigentlich vor sich ging.*

Nur dass scharf geschossen wird, das ist unüberhörbar. Zur Ausbildung, zur Übung, mit verschiedenen Waffensystemen an Land und im davor liegenden Seegebiet. Natomanöver finden hier statt, mit Hubschraubern, Landfahrzeugen, Flugzeugträgern und Kreuzern. Ansonsten wird vermutlich alles ausprobiert, was die Waffentechniker erfinden. Möglicherweise auch Uranmunition, die Krebs erzeugen kann. Nachdem Tierärzte immer mehr missgebildete Lämmer beobachtet haben, ließen sie auch die Schäfer untersuchen. Zehn von 18, die in der Nähe des Übungsplatzes leben, sind an Leukämie erkrankt. Mehr als die Hälfte, viel mehr, als in der abgeschiedenen Natur ohne Luft- und Umweltverschmutzung zu erwarten wäre. Anna Maria Busia will endlich die Wahrheit erfahren, die die Militärs seit Jahrzehnten verschweigen:

*Jedes Mal, wenn ich an all die Sperrgebiete denke und wie man mit dieser Insel umgeht, dann tut mir das in der Seele weh. Mir liegt die Umwelt sehr am Herzen. Ich bin sehr oft in Deutschland und bekomme mit, welch ein glückliches Land das ist, wo man der Umwelt so viel Beachtung schenkt. Umso mehr schmerzt es mich, wenn ich sehe, wie hier mit der Natur umgegangen wird.*

Anna Maria Busia war jüngst als Kandidatin für ein Amt in der Regionalregierung im Gespräch. Sie liebäugelt mit einem öffentlichen Posten, keine Frage. Aber noch sei es zu früh dafür. Sie muss sich um ihre Familie mit den zwei 17jährigen Zwillingstöchtern kümmern, die besonders stolz auf ihre deutsche Oma sind. Anna Maria Busias Schwiegermutter kommt aus Bayern. Eine Region, die - unter ökologischen Gesichtspunkten, für Anna Maria Busia ein Ideal darstellt:

*Wenn ich jemals einen verantwortungsvollen Posten übernehmen und Präsidentin - von was auch immer - werden sollte, würde ich all meine Mitarbeiter zur Weiterbildung nach Bayern schicken. Es ist doch einfach unglaublich, welch riesige Unterschiede es zwischen diesen beiden Regionen gibt, die doch letztlich gar nicht so weit auseinander liegen. Das verstehe ich nicht. Vielleicht liegt es an der Unfähigkeit, unsere eigene Heimat wirklich und ernsthaft zu lieben. Dabei ist Sardinien herrlich und die Menschen hier sind einmalig.*

Traumstrände gibt es viele auf Sardinien – doch abseits der Küsten ist die Insel nicht gerade reich gesegnet von der Natur. Der Boden ist trocken und karg, Regen fällt ausschließlich in den Wintermonaten – und im Sommer herrscht überall auf der Insel Wassermangel. Und so spielt die Landwirtschaft keine große Rolle: Korkeichen im Norden Sardinien, Zitrusfrüchte im Süden, Olivenöl und Wein. Der

Hauptexportartikel Sardinien ist nach wie vor der Pecorino, der sardische Schafskäse: etwa 18.000 Tonnen Pecorino werden jährlich produziert und weltweit exportiert. Die Qualität der sardischen Schafsmilch wird hoch geschätzt und gut bezahlt - reich werden die Schäfer trotzdem nicht: denn die Käseproduktion ist größtenteils im Besitz norditalienischer Investoren.

Die Schafshirten haben jedoch noch anderen Grund zur Klage: unter anderem durch verlockende EU-Fördermittel haben sich viele Sarden wieder auf den traditionellen Hirtenberuf besonnen. Und da sich die ökonomische Existenz erst ab einer Herdengröße von 150 Tieren rechnet, ist die Zahl der Schafe seitdem sprunghaft angestiegen: mehr als 3 Millionen Schafe gibt es inzwischen wieder auf der Insel, dazu mehrere hunderttausend Rinder und Ziegen. Die Weideflächen jedoch sind beschränkt – und so schnellen auch die Pachtpreise in die Höhe. Auf staatliche Unterstützung können die sardischen Schäfer aber auch nicht mehr zählen. Und daher sind sie wütend.

In einem kleinen Saal einer Raststätte an der Schnellstraße in der Nähe von Oristano wird heftig diskutiert. Mehr als 100 Schäfer haben sich versammelt. Auch Antonangelo ist dabei. Er hat sich schon vor Jahren dem Aktionsbündnis Movimento Pastori Sardi angeschlossen, der sardischen Schäferbewegung. Er kämpft, wie viele seiner 20.000 Kollegen auf der Insel, einen Kampf ums Überleben.

*Wenn das so weitergeht, wird die Hälfte von uns demnächst Pleite sein.*

Unzählige Male hat Antonangelo mit seinen Kollegen schon diskutiert und protestiert. Mal haben sie Flughäfen blockiert, mal das Regionalparlament lahmgelegt, mit Politikern debattiert und mit allen Mitteln versucht, die Öffentlichkeit auf ihre prekäre Lage aufmerksam zu machen. Genützt hat es wenig. Auch diesmal fährt Antonangelo enttäuscht nach Hause. Die versprochenen Agrarhilfen sind noch immer blockiert. Und er überlegt sich, wie er seine Schafherde die nächsten Monate über füttern soll.

Antonangelos Gehöft liegt im flachen Ackerland nicht weit weg von Alghero. Ein altes Bauernhaus, das seinen Eltern gehörte, eine Lagerhalle, ein längliches Stallgebäude. Unodentlich verstreut verrostete Maschinen, ein alter Traktor Strohballen und weisse Säcke mit Futter, auf das seine etwa 800 Schafe, die auf einem eingezäunten und von Eukalyptusbäumen umstandenen Gelände schon hungrig warten. Im Sommer und im Herbst sind die Weiden trocken und kahl, seine Schafe würden ohne das teure Zusatzfutter verhungern.

Antonangelo ist verbittert. Zusammen mit seinem Bruder Marco macht er sich an die Arbeit, verteilt den Inhalt der weißen Säcke. Die Versammlung war wieder mal reine Zeitverschwendung. Wieder nur viele Worte, keine konkrete Hilfe für ihre Zukunft:

*Wir sind Gefangene eines Systems, das sich nicht ändern lässt.*

*Und die Schäfer sind untereinander zerstritten. Wenn zum Beispiel einer von uns Probleme hat, seine Schulden zurückzuzahlen, dann verkauft er seine Milch zu*



*Billigpreisen. Nie schaffen wir es, uns auf einen Mindestpreis zu einigen. Wir kriegen das einfach nicht hin.*

Und nun kam auch noch eine unerwartete Zusatzrechnung ins Haus geflattert:

*Vor zehn Jahren hat uns die Bank einen günstigen Anschaffungskredit für eine neue Melkmaschine angeboten, angeblich mit Beteiligung der EU. Doch die hat kein Geld gegeben und jetzt fordert die Bank von uns die nicht bewilligte Zinsbeteiligung wieder ein. Dabei haben wir das Darlehen längst getilgt. Doch Brüssel will 30 Millionen Euro. Und betroffen sind zwei Drittel der Schäfer in Sardinien.*

Schuld seien die Bürokraten der Regionalregierung gewesen, die den Antrag auf Beihilfen aus Brüssel verschlampt hätten, sagt Antonangelo resigniert. Mehr als 4000 Euro muss er sich aus den Rippen schneiden. Dringender denn je hofft er darauf, endlich ein Stück Land verpachten zu können, auf dem eine Anlage für Sonnenenergie entstehen soll. Aber die Bauanträge hängen seit über einem Jahr in der Bürokratie fest, die sich nicht nur als unfähig erweist, sondern auch noch unverantwortlich mit den knappen öffentlichen Haushaltsmitteln umgeht:

*Da wurden 60 Millionen Euro zur Hebung der Milchqualität zur Verfügung gestellt. Doch statt das Geld uns Schäfern zu geben, um zum Beispiel moderne Melkapparate anzuschaffen, wurden dafür 300 Agrartechniker eingestellt, die keinen Finger gerührt haben. Das Geld ist verschwunden.*

Giovanna scheucht die Schafe hinter die Einzäunung. Eine kleine schlanke Mittvierzigerin, die nicht nur ihren Mann und die beiden Kinder Marco und Antonio, 7 und 13 Jahre alt, versorgt. Sie ist Lehrerin und steuert damit einen entscheidenden Beitrag zum Familienunterhalt bei. Giovanna lehrt die deutsche Sprache; als Tochter sardischer Eltern wuchs sie in Köln auf.

*Ich seh das wie eine Mission, deutsch unterrichten, um viele Vorurteile abzubauen.*

Das Leben in Sardinien sei hart. Und die Schäfer hätten es besonders schwer. Statt Familienbetriebe wie den ihres Mannes zu unterstützen, betreiben Italiens Politiker und Bürokraten schamlos Selbstbedienung an den öffentlichen Kassen. Während sie zusehen muss, wie sich ihr Mann zu Tode schuftet:

*Er geht morgens um halb fünf aus dem Haus. Um eins kommt er nach Hause und um 3 geht er wieder. Und im Sommer kommt er auch um neun halb zehn nach Hause. Und dann mit diesen ganzen Problemen, das ist dann noch schlimmer. Weil er sieht irgendwie, für das was er gearbeitet hat sieht er, dass das alles in die Brüche geht.*

*Wir lauschten den Alten in der Kommunistenbar und hörten uns ihre hanebüchernen Erzählungen an, der Blinde, der ganz allein einen Haifisch gefangen hatte und mit seinem Boot drei Tage lang von dem Viech durch die Gegend gezogen wurde, drei Tage lang auf hoher See betete und sich fragte, ob er je heimkehren würde, der alte Blinde, der immer die unglaublichsten Dinge wusste, etwa, dass Haie sich paaren, indem sie beinahe menschliche*

*Schreie ausstoßen, „Schreie, die dich taub machen können, so laut, dass man sie von einem Ozean zum anderen hören kann“, sagte uns der Blinde lächelnd.*

*„Das hier ist ein Gefängnis, und die Touristen und die Thunfische sind mir scheißegal“, sagte Claudio, wir saßen auf unserer alten Stadtmauer, jeder ein Stück Brot, Brot und Sardinen und eine amerikanische Dose, „ich sterbe nicht auf dieser Insel, lass mich erstmal weg sein, dann kann sie von mir aus ein Erdbeben verschlucken, sollen sie doch alle zum Teufel fahren, die Tanten, die Pfaffen und die ganzen Alten“, vielleicht waren es nicht genau diese Worte, aber das war es, was er sagen wollte, seine schreckliche Lust auszubrechen, das Feuer, das auch meines war, aber leiser, ich hörte zu und machte mir meine Gedanken, ich suchte nach einer Zukunft, die ich mir wünschen konnte.*

Als arm und rückständig galt Sardinien nach dem zweiten Weltkrieg – und war es in der Tat. Etwa jeder fünfte Sarde musste die Insel verlassen, auf der Suche nach Arbeit, in den Bergen eskalierte der Kampf zwischen Hirten und Bauern um Acker- und Weideland, Banditen trieben ihr Unwesen. Und so machte die italienische Zentralregierung einen weiteren Versuch, Sardinien zu zivilisieren: Industrialisierung hieß das Zauberwort Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. Erdölraffinerien und petrochemische Anlagen an den Küsten, auch im ländlichen Landesinneren wurden riesige Papier- und Kunstfaser-Fabriken gebaut. Doch wieder waren es vornehmlich die Großindustriellen vom Festland, die, indem sie auf ihre Art Entwicklungshilfe leisteten, die Gewinne einstreichen konnten: staatliche Subventionen und günstige Kredite für den Bau der Werke. Sowie Prämien für jeden geschaffenen Arbeitsplatz.

Mangels Rentabilität wurden viele der Betriebe bald wieder geschlossen. Zurück blieben enttäuschte Arbeitslose. Und dazu viele ökologische Probleme.

Heute liegt die Arbeitslosigkeit auf Sardinien wieder bei 20 Prozent. Doch heute lassen die Arbeiter die Fabrikbesitzer nicht mehr so einfach ziehen, wenn das Werk geschlossen wird.

Der Balkon ist Pietro Marongius Lieblingsplatz. Die Aussicht ist nicht berauschend. Gegenüber sieht man nur die hässlichen Palazzi des Neubauviertels. Und mehr als ein Balkontisch zwei Stühle und ein paar Pflanzen passen auch nicht drauf. Aber hier fühlt sich Pietro frei. Jetzt wo er viel Zeit hat. Etwas nostalgisch schaut er auf den Bildschirm seines Laptops, den er vor sich auf den kleinen Balkontisch gestellt hat.

Eine gute Rede habe er da gehalten. Das sei mitten während ihres Protestes gewesen, als sie noch Hoffnungen hatten, sie könnten ihre Fabrik retten. Eineinhalb Jahre seines Lebens habe ihn der Kampf gekostet, ein passiver Kampf ohne

Protestmärsche und Steine werfen. Gewalt wäre der falsche Weg gewesen, um auf sich aufmerksam zu machen.

*Das wäre doch völlig unnütz gewesen, wenn wir auf die Straße gegangen wären, Autoreifen und Mülleimer angezündet und Schaufenster eingeschlagen hätten. Damit hätten wir doch nur die Öffentlichkeit vergrault, statt sie für unser Anliegen zu interessieren. Das schafft man nur, wenn man sich selbst etwas abverlangt. So wie wir das gemacht haben. Prompt haben die Leute hingesehen und sich gefragt, warum tun die das? Warum haben sie sich freiwillig eingesperrt, an eine Brücke gekettet oder auf einem Hochhaus verschanzt? Das schafft Neugier bei den Leuten.*

Pietro zündet sich den ausgegangenen Stumpfen seiner Zigarre wieder an und pafft den blauen, scharf riechenden Rauch hinaus über die Balkonkästen. Es ist sein Lieblingsplatz, auch wenn die Aussicht nicht gerade berauschend ist. Immerhin: die bescheidene Dreizimmerwohnung in einem Neubauviertel am Stadtrand von Sassari ist sein Eigentum, in 38 Jahren mühsam abgespart von einem eher bescheidenen Lohn als Chemiefacharbeiter. Ein Riesenglück, dass die Wohnung gerade abbezahlt war, als alles den Bach runter ging, vor zwei Jahren. Da machte die PVC-Fabrik in Porto Torres, nur wenige Kilometer vor Sassari, plötzlich dicht. 19 Jahre lang hatte er dort gearbeitet. Mit Pietro standen weitere 200 Kollegen auf der Straße und gemeinsam überlegten sie, wie es weitergehen würde. Es war Pietro gewesen, der die Idee hatte, das Gefängnis zu besetzen, ein verlassener Kerker auf der nahen Insel Asinara, wo bis vor wenigen Jahren noch gefährliche Mafiosi inhaftiert waren.

*Eins der schönsten Erlebnisse war, dass zwei Monate nach einem Interview im australischen Rundfunk bei uns plötzlich ein Segelboot aus Australien auftauchte. Die Besatzung wollte uns unbedingt persönlich kennenlernen. Die hatten in ihr GPS die Route Sydney - Cala Oliva, Asinara, eingegeben, um uns ihre Solidarität zu bekunden. Sie warfen den Anker, kamen zu uns in den Kerker, blieben eine Weile bei uns und danach erst haben sie dann ihre eigentliche Tour durchs Mittelmeer gemacht.*

Die Firma blieb geschlossen, der Protest ging weiter. Eineinhalb Jahre blieben Pietro und seine Kollegen freiwillig im Gefängnis, übernachteten in den feuchten Zellen, richteten sich eine kleine Küche ein, wurden zwischendrin besucht oder auch mal eingeladen von Regierungs- und Regionalpolitikern, Ministern und Managern, die das Blaue vom Himmel versprachen, wenn nur die starrköpfigen Arbeitslosen ihren peinlichen Protest abblasen würden. Pietro Marongiu, der insgesamt vier Jahrzehnte lang an erst Polyphosphate und dann PVC hergestellt und immer fest an die demokratisch gewählten Institutionen seines Landes geglaubt hatte, machte eine niederschmetternde Erfahrung:

*Was Schlimmeres als diese Regierung kann sich nicht vorstellen. Wir haben den Ministerpräsidenten persönlich kennengelernt und Regierungsmitglieder. Alle unfähig. Man müsste sie samt und sonders in die Wüste schicken wegen erwiesener Unfähigkeit. Handlanger der Wirtschaft sind sie, sonst nichts.*

Marongius Chemiewerk, eine der wenigen gewinnträchtigen Industrien auf Sardinien, war nicht etwa unrentabel geworden, als es schließen musste. Die Schließung war die Konsequenz einer unternehmerischen Strategie, die auf Billigproduktion in anderen Ländern setzte, ohne sich um das Schicksal der einheimischen Belegschaft

zu scheren. Und so bekam diese die Negativseite der freien Marktwirtschaft deutlich zu spüren.

*Einem einfachen Arbeiter wie mir passt sowas einfach nicht, wenn steinreiche Leute immer noch reicher werden wollen. Und zwar auf dem Rücken derer, denen es sowieso schon schlecht geht und die deshalb nur noch ärmer werden. Ich finde, das ist eine absolute Gemeinheit.*

Nach eineinhalb Jahren hatten Pietro und seine Frau im Mai als letzte die Gefängnisinsel Asinara endgültig verlassen. Mit einem Sieg in der Tasche, so glaubte er zumindest.

*Wir hatten der Regierung und der Firmenleitung die Zusage abgerungen, in Porto Torres in ein neues Werk für alternative Chemie zu investieren, dessen Rohstoffe aus der heimischen Landwirtschaft stammen sollten – Mais zum Beispiel - und das mit Energie aus einer Biomasse-Anlage betrieben werden sollte. Und natürlich sollte das alte Werk noch entsorgt und das verseuchte Gelände gereinigt werden.*

Doch die potentiellen Interessenten für eine Übernahme der alten Chemiewerke von Porto Torres haben inzwischen das Weite gesucht. Niemand will das unkalkulierbare Risiko auf sich nehmen, die seit Jahrzehnten verseuchten Industrieflächen zu säubern. Und so bleibt die Industrieruine erst einmal stehen, vom unternehmerischen Standpunkt aus ist das die billigste Lösung. Und Staat und Region, die pleite sind, halten sich auch nicht an die anderen Versprechen: bisher werden keine neuen Industrien angesiedelt. Und Pietro und seine ehemaligen Kollegen bekommen gerade einmal die Hälfte der ihnen zustehenden Sozialhilfe. Pietro ist jetzt 57 und lebt so sparsam wie nie zuvor: seinen Kopf lässt er rasieren, das kommt billiger als der Friseur. Essen wird reduziert, das, sagt er, tut auch der Linie gut. Und zum Glück ist seine Ehefrau ein Genie in der Haushaltsführung:

*Mir bleiben gerade mal 400 Euro Arbeitslosenunterstützung zum Leben. Meine Frau schafft es, dass damit die ganze Familie über die Runden kommt. So wahr ich hier sitze: als uns der Finanzminister mal empfangen hat, habe ich ihm frank und frei erklärt, er solle seinen Hut nehmen. Meine Frau würde den Job viel besser machen.*

*Ich erinnere nicht alles, was in jenen Frühlingen geschehen ist, in Reimen, in Poesie und sonnigen Bildern, aus irgendwelchen Gründen erscheinen mir manche Personen unscharf, zu mir dringt vor allem das Echo ihrer Stimmen, wenn ich sie schildern müsste, würde ich das mit Klängen tun, ich bräuchte ein Orchester für meinen Onkel, den Vater von meiner Cousine Linda. Ein balkanisches Orchester bräuchte man, um den Rhythmus seiner Monologe wiederzugeben, die nur aus Theorie und Projekten und Verfluchungen bestanden; jedes Mal, wenn er kam, gab es einen Orkan aus Worten und Umarmungen, wir waren alle seine Freunde, alle seine Verwandten und ihm lieb und teuer, er brachte riesige Geschenke mit, und Mozzarella und struffoli und sfolgiate, Süßigkeiten aus seiner Heimatstadt, die er immer im Herzen trug, und er regte sich über unsere wortkarge, faule Art auf, „Hier würde ich ein riesiges Hotel hinstellen“, sagte er über einen kargen Hügel, „und der Hafen muss ganz neu gemacht werden, aus der*

*Thunfischfangstation machen wir einen Olympia-Sportplatz und einen Golfplatz, nach Westen hin“.*

*Er hatte ständig Lust, sich etwas auszudenken und Vorschläge zu machen, er sprach stundenlang mit unserem Bürgermeister und anderen Politikern auf der Insel, alle kamen, um ihn zu besuchen und ihn um Gefallen und Empfehlungen zu bitten....*

*Mir war er nicht unsympathisch, in den Jahren der Poesie, mit seinen süditalienischen Tiraden gegen die Langeweile des Inselfelsens, „Das ist ein Felsen“, rief er aus, „ihr seid Afrikaner, Faulpelze und Nervensägen“, und im Grunde hatte er recht: ein Felsen kurz vor Afrika, auch wenn meine Freunde aus Rom mit offenem Mund staunen, wenn ich sie jetzt im Sommer dorthin mitnehme, wo ich aufgewachsen bin, und gar nicht glauben können, wie schön es dort ist, und mir schwören, dass sie nie, nie fern von diesem Zauber leben könnten.*

„Die Naturschönheiten sind die primären Rohstoff Sardinien. Ein Volksvermögen, das vor jeder weiteren Verbetonierung bewahrt werden müsse“. Das sagte vor ein paar Jahren der Politiker Renato Soru, ehemals Gouverneur der autonomen Region Sardinien. Und er hat sich in der Tat für den Schutz der Natur eingesetzt: unter anderem mit dem „legge salvacoste“, dem sardischen Küstenschutzgesetz, das Neubauten an den Stränden verhindern soll: 300 Meter ist nach wie vor der Mindestabstand. Oder mit dem weitgehenden Abzug der amerikanischen Atom-U-Boot-Flotte aus den Gewässern zwischen Sardinien und Korsika. Ein Grüner war Renato Soru nicht und er hat nicht nur im Interesse Sardinien, sondern auch in seinem eigenen gehandelt. Trotzdem hatten nach seinem Rücktritt viele Sarden Sorge, dass seine ökologischen Fortschritte zunichte gemacht werden könnten durch seinen Nachfolger: Ugo Cappellacci, der Gegenkandidat aus dem rechtspopulistischen Lager, mit besten Verbindungen zu Silvio Berlusconi. Doch Cappellacci hat das Küstenschutzgesetz nicht aufgehoben. Er setzt inzwischen sogar auf grüne Energien – und der gebürtige Sarde hat, gegen die Vorgabe seiner Partei, sogar das Referendum in diesem Frühjahr zur Atomenergie unterstützt: 60 % Wahlbeteiligung - dabei sprachen sich 97% der Wähler gegen den Bau von Atommeilern und gegen die Einrichtung von Deponien zur Entsorgung von Atommüll aus.

Dass das Engagement der Sarden für ihre Interessen und für ihre Insel wächst – das ist vielerorts zu spüren. Bei dem Bauern an der Südküste zum Beispiel, der sein Grundstück nicht verkaufen will und so den Bau einer modernen Feriensiedlung

verhindert. Oder, an der Nordküste: bei dem Besitzer einer kleinen Insel, im Archipel von La Maddalena.

Michele Serra sitzt in seinem Stammcafe am Hafen von La Maddalena. Er zeigt auf die knapp einen Kilometer entfernte Nachbarinsel, die malerisch im abendlichen Sonnenlicht liegt. Die gehört ihm, seit sein Vater vor einem halben Jahr gestorben ist und Michele das Familienerbe angetreten hat. Nun ist er Besitzer einer Insel, aber zu sagen hat er dort nichts.

*Mein Urgroßvater Pasqualino Serra hat die Insel 1892 gekauft. Er hat damals die königliche Flotte mit Fleisch versorgt. Und er war richtig verliebt in diese Insel, hat dort Vieh angesiedelt und Olivenbäume gepflanzt, auch Weinstöcke gesetzt. In einem alten Buch habe ich sogar eine Notiz gefunden, dass er einen Preis bekommen hat für seinen hervorragenden Wein von der Insel Santo Stefano.*

Santo Stefano ist ein 300 Hektar großer Granitfelsen im Zentrum des Archipels von La Maddalena, eine der schönsten Küstenlandschaften Italiens, im Nordosten Sardinien gelegen. Im Osten ragt die kleine Insel steil auf, nach Westen fällt sie flach bis zum Meer ab. Ein idealer, windgeschützter Anlegeplatz an einem strategisch wichtigen Ort im Zentrum des Mittelmeers. Kaum hatte Micheles Urgroßvater die Insel gekauft, da wurde ihm ein Teil auch gleich wieder abgenommen. Am Ostufer baute die Marine eine Mole, später kamen Treibstofflager und Munitionsdepots dazu bis Santo Stefano ein regelrechter Militärstützpunkt war. 63 ha beschlagnahmtes Militärgelände, für das seine Familie nie einen Cent Entschädigung erhalten hat, sagt Michele. Und niemand hat ihn gefragt, als die Marine unter der Erde ein geheimes Tunnelsystem gebohrt hat, sage und schreibe sechs Kilometer lang. Eigentlich gehören die Tunnel ihm, sagt Michele schmunzelnd, während er an seinem Glas Rotwein nippt.

*Alle Tunnel wurden in unseren Grundbesitz gebohrt. Der reicht laut Gesetz von der Oberfläche bis in die Erdmitte. Inzwischen sind die Tunnel leer, aber bis vor kurzem waren darin Waffen gelagert, die während des Kosovokrieges beschlagnahmt wurden. Die hat man dann angeblich weggebracht, aber offiziell weiß niemand, wo sie gelandet sind. Hier auf dieser Insel passieren die merkwürdigsten Sachen.*

Michele Serra lacht. Ohne Humor könnte man hier im Archipel von La Maddalena sonst graue Haare kriegen, sagt er. Ein Teil der Insel war also beschlagnahmt, auf dem anderen versuchte sein Großvater, Granit abzubauen und eröffnete einen Steinbruch. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass im Jahr 1940 der faschistische Diktator Mussolini ausgerechnet Serra eine riesige Statue in Auftrag gab. Sie sollte den Nationalhelden Costanzo Giano, Vater seines Schwiegersohnes, seinerzeit italienischer Außenminister, darstellen. Die Freude über die Ehre, dem Vaterland ein mächtiges – und teures - Monument zu liefern, fand ein jähes Ende.

*Am 25. Juli 1943 war es aus mit dem faschistischen Regime. Am 26. traf ein Telegramm ein mit dem Befehl, die Arbeiten am Monument einzustellen. Und seither wurde nichts mehr verändert. Noch immer liegen im Steinbruch vier von ursprünglich sechs geplanten Teilen der Statue. Der Kopf, bedeckt mit einem Südwester und einem fein gemeißelten Gesicht ist fertig. Auch der Körper. Was fehlt sind die Beine. Jedes Teil wiegt 25 Tonnen.*

Ein – im wahrsten Sinne des Wortes - schweres Erbe, sagt Michele lachend und trinkt ein weiteres Schlückchen von seinem Wein. Der Granitabbau wurde eingestellt, die Landwirtschaft auf Santo Stefano lohnt sich seit langem nicht mehr. Inzwischen hatten amerikanische Atom-U-Boote an der beschlagnahmten Ostseite den Anker geworfen und Proteste der Umweltschützer gegen die Militärbasis von Santo Stefano auf den Plan gerufen. Vor zwei Jahren sind die U-Boote endlich abgezogen worden. Aber der Staat weigert sich, Michele Serra den beschlagnahmten Inselteil wieder zurück zu geben. Im Gegenteil: in den Tunneln, die eigentlich ihm gehören, sollen neue Raketensysteme gelagert werden. Praktisch direkt unter dem ehemaligen Steinbruch, wo Michele Serra ein Hotel bauen wollte.

*Das Hotelprojekt ist fix und fertig, hat alle bürokratischen Hürden überwunden, sämtliche Auflagen erfüllt, was viel Geld gekostet hat. Und nun wacht plötzlich ein Bürokrat aus seinem Tiefschlaf auf, redet dummes Zeug und wieder geht nichts mehr weiter, alles blockiert. Ich könnte ja das Verwaltungsgericht anrufen. Das wären dann locker mal zusätzlich 8000 Euro Anwaltskosten.*

Der alte Steinbruch, heißt es in der Denkmalsschutzbehörde, nachdem das Hotelprojekt eigentlich schon genehmigt war, sei eine historische Industrieanlage und stünde unter Denkmalschutz. Wegen der viergeteilten Statue.

Folglich müsste man also das geplante Hotel um die Einzelteile von Mussolinis Verwandtschaft herum bauen. Micheles Weinglas ist leer. Und mit seiner Weisheit ist er auch am Ende. La Maddalena suche dringend Investoren, um die Wirtschaft anzukurbeln, verhindere aber sein Hotelprojekt, mit dem er den hässlichen und verfallenen Steinbruch aus Großvaters Zeiten hätte sanieren können. Die Denkmalschützer haben ausgeschlossen, dass die alte Faschistenstatue auch nur um einen Millimeter bewegt wird. Dafür gräbt die italienische Marine ungehindert Löcher in Serras sein denkmalgeschütztes Grundeigentum und will auch noch gefährliche Waffen lagern. Michele langt sich an den Kopf.

*Hier gibt's so viele Widersprüche und es passieren derart merkwürdige Dinge, vielleicht liegt es ja an der Insel, am Wind, am Jodgehalt in der Luft, der auf die Psyche schlägt. Wer weiß?*

Spekulanten im Paradies. Das waren Gesichter Europas an diesem Samstag: Der Kampf der Sarden um ihre Insel. Mit Reportagen von Karl Hoffmann. Die Literaturpassagen entnahmen wir der Erzählung „April“ von Flavio Soriga, gelesen wurden sie von Franz Laake.

Und im Namen des ganzen Teams verabschiedet sich am Mikrofon: Simonetta Dibbern.